

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wilibald von Schulenburg: Der Spreewald und seine Bewohner

E. Friedel bemerkt hierzu: Erinnert darf hierbei wohl noch daran werden, dass der amtliche Name der Brücke bis heut dieser Tage „Lange Brücke“ lautet, obwohl der Lauf der Brücke auf die Hälfte gegen ihre ursprüngliche Ausdehnung durch die beiderseitigen Uferbauten verkürzt worden ist. Die Bezeichnung Kurfürstenbrücke ist erst seit dem Schlüter'schen Denkmal aufgekommen und zwar lediglich im Volksmunde, gerade wie die durch die Kaiser Wilhelm Brücke ersetzte frühere „Kavalier-Brücke“ im Volksmunde niemals also, vielmehr recht prosaisch „Sechser-Brücke“ genannt wurde, weil man für das Passieren sechs Pfennig zu zahlen hatte.

10. Es ist noch nachzutragen, dass am Schluss der Dezember-Sitzung Herr Stadtrat Friedel der Gesellschaft eine Anzahl von Aquarellen vorlegte, welche vom Mitglied Pütz angefertigt und ihr zum Geschenk überwiesen worden waren. Die Aquarellen stellen folgende Ansichten dar:

1. Blick vom Rande der Jungfernhaide über das Lange Fenn nach dem Norden von Berlin.

2. Blick von den weissen Sandbergen über die Nonnenwiesen nach Charlottenburg.

3. Motiv aus dem Pfefferluch bei Plötzensee.

4. Der sog. Schweinekopf, ein ländliches Wirtshaus auf freiem Felde in der Nähe des Johannisstiftes bei Plötzensee.

5. Partie an der Spree bei den Zelten.

6. Partie bei den Höhen von Westend, (Stelle der jetzigen Schleusen).

7. Die im Abbruch begriffene ehemal. Königl. Eisengiesserei, (Stelle des heutigen Museums f. Naturkunde).

8. Eine Photographie: Letzte Schiffbauerei im Weichbilde von Berlin bei der Moabiter Brücke. Aufgelöst 1892.

Herr Stadtrat Friedel sprach Herrn Pütz den Dank der Gesellschaft aus, indem er hervorhob, dass die Aquarellen von grossem Werte seien, da sie noch aus den siebziger Jahren stammten und Ansichten aus der Peripherie von Berlin zeigten, welche zum Teil heute längst überbaut wären.

Der Spreewald und seine Bewohner

von

Wilibald von Schulenburg.

Der Spreewald ist zwar sehr bekannt und wird alljährlich von Tausenden besucht, auch ist viel über ihn geschrieben und gesprochen worden, aber immerhin gehen noch eine Anzahl falscher Vorstellungen und unrichtiger Nachrichten über ihn um. In letzterer Hinsicht z. B.,

dass noch gewissermassen in unsrer Zeit eine wendische Prinzessin im Dorfe Kaminchen bei Straupitz gelebt habe, dann wie Haupt in seinem sonst so vortrefflichen Sagenbuch der Lausitz berichtet, in einer Mitteilung, die ihm nur von schlecht unterrichteten Deutschen zugegangen sein kann, dass noch heute zu Burg wendische Bauernfamilien das Bewusstsein ihrer fürstlichen Abkunft hätten und von den anderen in dieser Hinsicht anerkannt würden; ferner dass, wie Haupt nach mündlichem Bericht und älteren Schriften mitteilt, es eine alte Sage sei, „dass die Wenden in der Niederlausitz noch heut zu Tage ihren König unter sich haben, den sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Scepter zustellen und jährlich zu seinem Unterhalte eine Kopfsteuer entrichten. Sie erweisen ihm alle königlichen Ehren und gehorchen seinem Befehle.“ Alles Unsinn! Der Nebenkönig so heimlich, dass selbst die Wenden noch nichts von ihm erfahren haben. Aber es wird nicht bloss unter den Deutschen gedruckt, sondern auch mehr oder weniger geglaubt. Dahin gehört auch die ältere Nachricht, „der Grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg habe schon diesem im Verborgenen waltenden Könige eifrig nachforschen lassen“. Es sei ihm einst auch ein junger Mensch „als ihr König gezeigt worden“, den ein alter Bauer dann aber fortgetrieben, daher der Kurfürst der Sache nicht weiter nachforschen können. Und der Grosse Kurfürst, ein Fürst von solchem Scharfblick und so gewaltiger Thatkraft, sollte diesen merkwürdigen jungen Mann, den Nebenkurfürsten, den man ihm in seiner Nähe zeigte, nicht weiter haben zu Gesicht bekommen können!!

Dann aber erfreut sich der Spreewald einer ungewöhnlichen Berühmtheit, einer Berühmtheit, die weit hinausgeht über die Grenzen Deutschlands, ja selbst Europas, hat sein Ruf sich doch auch verbreitet auf der anderen Hälfte unseres Erdballs. Schon vor längeren Jahren erschien in der Zeitschrift Freund christlicher junger Männer zu Honolulu, im Königreich Hawaji in der Südsee eine eingehende Schilderung des Oberspreewaldes aus der Feder des Herrn Damon, der, früher bei der Hawajischen Gesandtschaft in Berlin, von hier aus den Spreewald kennen lernte. Aus nichts wird nichts und jede Wirkung hat ihre Ursache. Wenn der Spreewald eines solchen Weltrufs sich erfreut, dann müssen diesem Rufe auch bedeutungsvolle Ursachen zu Grunde liegen, die wir nicht allein in der landschaftlichen Schönheit suchen dürfen. Es giebt ja in der Mark Brandenburg manche für unser Volk und die Weltgeschichte bedeutungsvolle Stätten und doch haben sie nicht diese Berühmtheit des Spreewalds erreicht. Aber wohin auch im Oberspreewald der Schritt sich lenkt, überall beziehungsreiche, bedeutungsvolle Überlieferungen, und wohin immer der Blick sich wendet, alter, geweihter, heiliger Boden.

Wenn ich im Folgenden einige Mitteilungen über den Spreewald mache, so habe ich immer nur den Oberspreewald bei Lübbenau im Auge, nicht den Unterspreewald bei Lübben. Ich werde hierbei eine Anzahl Dinge berühren, die entweder thatsächlich falsch berichtet werden, oder aber vom Standpunkte meiner Auffassung aus mir irrig dargestellt erscheinen.

Es ist bekannt, dass der Spreewald aus einer Sumpfniederung besteht. Doch nach dem Anschein und gewissen Funden zu urteilen, haben einst grössere Süßwasserflächen hier gestanden. Sie verschwanden im Laufe der Zeit und es wuchs der Torf heran. So sehr nun der Spreewald als flache Ebene erscheint, so fanden sich doch vormals im Bezirke von Burg eine ganze Anzahl Berge vor, die fast sämmtlich jetzt verschwunden sind, weil man die Erde abgegraben hat, um Äcker herzustellen aus nassen Wiesen und Sumpfboden. Ich habe diese ehemaligen Höhen, soweit sie im Anfang dieses Jahrhunderts dem Volke noch erinnerlich waren, verzeichnet auf meiner vorgeschichtlichen Karte von Burg.¹⁾ Indessen giebt es jetzt noch einzelne höhere Berge, so die Berge „hinter der Fabrik“ im Kirchdorfe Burg, dann den bereits sehr angelegten altheiligen Schlossberg, und die den Fremden wenig bekannte Wilischtscha. Ausser diesen Bergen (gora) gab es noch Horste (wendisch wotrow, zu Burg gesprochen wotschow), niedrige sandige Erhebungen im nassen Gelände und ebenso Kaupen (kupa). Auf diesen Horsten und Kaupen sind häufig die Häuser errichtet worden.

Durch die Sumpfwiesen zog, und zieht sich, vielfach eine Schicht Raseneisenstein, oft von bedeutender Mächtigkeit. Wo das Wiesenerz vorkommt, müssen es die Bewohner mühsam entfernen, damit das Gelände ertragsfähig wird. Die ausgebrochenen, oft sehr festen Blöcke, vielfach viereckig zugehauen, benutzte man früher als Unterlage für die Schwellen von Nebengebäuden und zum Bau der Mauern von Backöfen. Ebenso sieht man Raseneisenblöcke nahe über der Erde im Grundbau der Kirche zu Werben vermauert. Diese ältere Kirche gehört nach Bergau mit ihrem Langhaus dem Mittelalter an. Es müsste wunderbar zugegangen sein, wenn im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden den Bewohnern der Erzgehalt des Wieseneisens nicht aufgefallen wäre; das hiesse sie unter die Neger Afrikas stellen. Im vorigen Jahrhundert wurde nach Franz²⁾ Sumpferz von den Wiesen bei Burg, Werben bis Smogro hin nach Peiz gebracht, wo „ein ansehnlicher Eisenhammer und ein auf englische Art eingerichteter Hoherofen“ sich befand. Wenn im achtzehnten, so ist es sicher auch in früheren Jahrhunderten verwerthet worden, zumal die schlechtere Verbindung und grössere Abgeschlossenheit

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie. 1880.

²⁾ Franz, der Spreewald, Görlitz. 1880. S. 95.

älterer Zeit mehr noch auf die Ausbeutung der eigenen Landesschätze hinwies, wie ja die festen Erzblöcke beim Kirchenbau Verwendung fanden, zu Werben wie anderweitig in der Niederlausitz. Den damaligen kundigen Werkmeistern kann die Nutzbarkeit des Raseneisens nicht entgangen sein. Auf dem Gehöfte eines Bauern im Oberspreewald fand ich ganze Haufen Eisenstücke, soviel mir erinnerlich Schlacken, sicher nur von Raseneisenstein, die derselbe vom Burger Schlossberg her hatte. Da der Schlossberg bis in dem Anfang dieses Jahrhunderts nachweislich verwildert war, mit Dornengestrüpp überwuchert, so müssen diese Eisenmassen seit älterer Zeit, vielleicht seit dem Mittelalter dort gelegen haben. Es wäre sehr wohl denkbar, dass eine Ausbeutung des Raseneisens auch in vorgeschichtlicher Zeit stattfand. Dem scheint allerdings eine geschichtliche Nachricht zu widersprechen. Vor den griechischen Kaiser Mauritius,¹⁾ der sich auf einem Kriegszuge gegen die Avaren befand, wurden (595 n. Chr.) drei Gefangene gebracht. Sie sagten aus, sie wären Slaven, ihre Heimat liege am westlichen Ozean.²⁾ Man habe sie zum Chan der Avaren geschickt, der die Bundesgenossenschaft ihres Volkes gesucht, die man wegen der grossen Entfernung abgelehnt. Ihr Land bringe kein Eisen hervor. Immerhin möglich, dass grade das Land dieser Slaven am Meere kein Eisen hervorbrachte. Ich selbst habe mehrere schwammförmige Stücke Raseneisen gefunden in dem heidnischen Friedhof bei Müschen, der der Zeit vor Christus angehörte. Ob es im Feuer ausgebrannte Schlacken waren, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, doch möchte ich es fast annehmen. Die von mir der vorgeschichtlichen Abtheilung des Museums für Völkerkunde übergebenen Stücke sind dort fortgeworfen worden, ebenso wie Proben von jenem Schlossbergeisen, sodass eine nachträgliche Prüfung dieser unter Umständen werthvollen Kulturzeugnisse nicht mehr möglich ist. Da der Hügel Muschink aus Sand bestand, müssen sie von Menschen dahin gebracht sein, zumal man hier bei der Anlage und Ausstattung der Gräber nach bestimmten Rücksichten verfahren ist. Wendisch heisst das Sumpferz brylo (in Burg gesprochen brywo) und ruda. Ruda wird auch der rötliche oder gelbe Ockerschlamme vieler pflanzenreicher Sumpfgräben genannt, deren Wasser bei Frost erst später zufriert als offenes, klares fließendes. Möglich, dass Ortsnamen Rudow, z. B. bei Berlin herzu-leiten sind von dieser ruda, wofern nicht geschichtliche Urkunden, Ortsverhältnisse oder die rein patronymisch zu denkende Endung da-gegen sprechen können. Nach dem Zeugnisse des französischen Gelehrten Lenormant bedeute Eisen das Wort rauta unter den Finnen und ruda

¹⁾ L. Giesebrecht, Wendische Geschichten. Berlin 1843. I. S. 4, nach Theophylacti hist. VI, 2.

²⁾ Giesebrecht: „Hier am Ozean, wie die Römer das Baltische Meer bezeichneten“.

unter den Lappen und sei von da zu den Slavoniern und Litthauern als Name für dasselbe Metall, nämlich ruda gekommen.

Auch Bernstein fand sich bisher nicht selten, und in grösseren Stücken, doch zeigte fast aller, den ich sah, hochrotbräunliche Färbung.

Der Spreewald ist eine vollkommene Wasserlandschaft. Noch bei Kottbus fliesst die Spree in einem Flussbett, teilt sich dann im Ober-Spreewald in verschiedene Arme, die wieder durch zahllose Gräben und auch Kanäle mit einander verbunden sind. Dadurch wird das Wasser wohlthätig zurückgehalten. Jedenfalls verdankt die Spree bei Berlin dem Spreewald eine bestimmte Wasserfülle. Kein unglücklicherer Gedanke, als den Oberspreewald durch einen Kanal zu entwässern, wie das in einer Schrift der Geheime Regierungsrath Philippi verfochten hat. Der Spreewald wäre heute vielleicht als Moorstaub verfliegen. Diesem Gedanken redeten auch Leute in den Städten unterhalb des Oberspreewalds das Wort; er war nicht zum Heile des Spreewälder. Einzelne Fliesse sind tief, andere flacher und bereits versandet. Doch zu Zeiten fliesst das Wasser reissender in den hochangeschwellnen Wasserläufen. Mancher hat schon bei nächtlicher Finsterniss tief in den Fluten sein Ende gefunden und nach vielem Abmühen finden erst weit unten die besorgten Bewohner die Leiche.

Die Einwohner rühmen den guten Geschmack des Spreewassers, ebenso, dass Fische und Krebse davon so schmackhaft werden, angeblich, weil das Wasser über die Erlenwurzeln fliesse. Thatsache ist, dass die Fische sich durch Wohlgeschmack auszeichnen. Auch soll das Wasser der Spreearme schön machen, — Hautkünstler mögen dies vernehmen —, die zarte Farbe und Feinheit der Gesichtshaut bei Mädchen und jungen Frauen bewirken, weil sie damit sich waschen. In wie weit das als Folge des Wassers, oder der bei Sonne getragenen Leinenkopftücher, oder vermutlich der reichlich genossenen Milchspeisen, und geringer Fleischkost anzusehen ist, lasse ich dahingestellt.

Natürlich ist es, dass bei solcher Wasserfülle die Pflanzenwelt üppig gedeiht, namentlich auch gewisse Baumarten. Unter diesen nimmt die erste Stelle die Erle ein. Sie ist der eigentliche Spreewaldbaum. Wohl nirgends im übrigen Deutschland sieht man Erlen von so hohem und schlankem, ja königlichem Wuchs. Es ist, als wollten sie in den Himmel hineinwachsen. Berühmt war lange Zeit die Königserle an der Mühlspree unterhalb Gasthaus Pank. Noch bevor sie (1893) eingegangen, hat sie Max Bittrich, der verehrte Dichter des Spreewald und der Lausitz, in einem Liede gefeiert. Max Bittrichs Gedicht hat dann der Tondichter Ed. Köllner zu Guben, für Männerchor mit Posaunenbegleitung, in Musik gesetzt, sodass die Nachwelt den schönen Baum in Wort und Sang feiern kann. Möchten alle ehrwürdigen Bäume ähnlich geehrt werden. Auch die Esche gedeiht üppig, doch nur eine

einzig alte, von gewaltiger Grösse und wunderbarer Pracht ihrer reich von unten nach oben wie allen Seiten entwickelten Belaubung war mir bekannt. Wer nie eine Esche von solcher Fülle sah, würde den Baum schwerlich von Weitem als Esche erkannt haben. Sehr verbreitet ist jetzt die Weide, doch meist nur gekröpft oder in jugendlich unentwickelter Form, und auch nur eines alten Weidenbaum von seltener Grösse und Schönheit der Formen entsinne ich mich in Burgkauper. Die Weide scheint überhaupt in der ganzen Mark sehr der Gering-schätzung verfallen, obwohl sie wie die Erle von unserer Wasserland-schaft unzertrennlich ist. Dagegen erfreut sich die Weide in Ober-bayern, wo das Volk treuer am Überkommenen und Volkstümlichen festhält, uns in dieser Hinsicht ein schönes Vorbild gebend, — eine Eigenart, die man sehr mit Unrecht in Norddeutschland als „Partikularismus“ bezeichnet, — noch der gebührenden Wertschätzung, und wird auch von den Malern künstlerisch gewürdigt. Auch die Eiche ist nicht selten. Viel gepflanzt wird in der Jetztzeit wegen ihres raschen Wachstums die sogenannte Schwarzpappel. Doch ist es nicht mehr unsere altdeutsche, z. B. in Oberbayern noch sehr allgemeine Schwarzpappel mit ihren schöneren Formen und höherem landschaftlichen Reiz, sondern, worauf mich zuerst Herr Dr. Karl Bolle aufmerksam machte, dieser vortreffliche Kenner der Natur des Spreewalds, die aus Amerika eingeführte *Populus canadensis*, die die altheimische fast überall verdrängt hat.

Ebenso wie die Pflanzenwelt ist auch die Vogelwelt reichlich vertreten. Jährliche Gäste waren und sind noch die stattlichen Kraniche. Ebenso ständig in den letzten Jahrzehnten noch die Rohrdommel, die dann verschwand. Ich selbst habe oft genug ihr dumpfes Hebenapen gehört, das von weitem fernem Kanonendonner oder dem Grollen des Gewitters gleicht, weshalb sie in malender Wortbildung wendisch hebump, wie in Mecklenburg Rodump, heisst. Wie sonst in Norddeutschland ist auch im Spreewald die Meinung, dass die Rohrdommel beim Ruf ihren Schnabel ins Wasser steckt. Allein trotzdem so viele Spreewälder von Klein auf den Vogel kannten, habe ich wenigstens nur einen alten Mann, einen aufmerksamen Naturbeobachter kennen gelernt, volkstümlich Kito Pank genannt, der bezeugen konnte, dass er als Knabe einst auf einem Baume sitzend, in seiner Nähe eine Rohrdommel bemerkte, wie sie vorher Luft einnahm und dann den Kopf in die Luft vorstreckend, ihre Laute ausstiess.

Reich war der Spreewald vordem an Fischen. Die Alten wussten nicht genug davon zu erzählen. Dasselbe gilt ja auch für andere Gegenden Norddeutschlands. Noch heute fischt alles im Spreewald, doch hat aus verschiedenen Gründen, namentlich wegen der Uebervölkerung, der Fischreichtum sehr nachgelassen. Eine Eigenart bildeten die Fisch-taucher; ich selbst habe noch welche gekannt. Wo man wusste: grössere

Fische bestimmter Art hatten im schlammigen Ufer der Fliesse ihr Lager, stieg der Taucher in das Wasser und griff den Fisch mit der Hand. Grössere Fische sind jetzt seltener geworden, doch habe ich während ihrer Zugzeit noch Jäsen von gewaltiger Grösse beobachtet, die im flachen Fließwasser nicht weiter konnten, sondern umkehren und tieferes Fahrwasser aufsuchen mussten. Rappen sollen nur selten vorkommen. Das Gelege überall in den Gräben und Flüssen ist für das Laichen günstig. Nicht selten sieht man noch heute beim lautlosen Fahren seitwärts vom Kahn die Hechte in den Flüssen stehen, ja einer, der vielleicht träumend im Wasser stand, sprang einst, überrascht im engen und flachen Fahrwasser, über den Bord in meinen Kahn, wie auch die grünen Wasserfrösche thun, deren ich früher von riesiger Grösse sah.

Jetzt, wie gesagt, hat die Fischerei sehr nachgelassen. Früher bildeten Fische, auch Krebse, eine Hauptnahrung der Bewohner, ebenso wie die Pferdebohne, die auf schmalen Beten im nassen Gelände, vor der Kartoffel vielfach gebaut wurde.

Der Verkehr im Spreewald wird hauptsächlich durch flache Kähne vermittelt, gezimmert aus Brettern, die man am Feuer erhitzt, um sie biegen zu können. Früher hatte man statt ihrer Einbäume, das heisst Kähne aus dem „Vollen“ ausgehört, aus ganzen Stammstücken oder Baumstämmen. So ist man noch gefahren im vorigen Jahrhundert bis in dieses hinein. Ich selbst sah noch einen Leiper im Einbaum über das Wasser eilen. Es war ein sehr schlankes, schwankendes Fahrzeug, gefährlich darin zu stehen, schoss aber sehr schnell durch das Wasser. Ebenso dienen dem Verkehr die zahlreichen „Bänke“ (wendisch lawa, zu Burg gesprochen wawa), brückenartige Stege aus Holz, so hoch, dass ein beladener Heukahn darunter wegfahren kann, errichtet von den Bewohnern in ihrem rühmensewerten Gemeinsinn überall da, wo Fusssteige eine solche Verbindung über die Wasserstrasse verlangen. Brücken für den Wagenverkehr sind nur selten.

Unverkennbar haben die Sumpf- und Wasserverhältnisse des Oberspreewald ihren Einfluss ausgeübt auf die Lebensthätigkeit und Nahrung, auf eine gewisse Eigenart in Anschauung und Sitte, und ich wage zu sagen, selbst auf die körperliche Entwicklung der Bewohner. Diese letztere Einwirkung zeigt sich, Alles in Allem genommen, in den mehr schlanken, nur scheinbar schwächeren, hageren Gestalten, in den schmalen Köpfen und Gesichtern, der feineren, mehr blassen, durchsichtigen Gesichtsfarbe. Darin unterscheiden sich die sogenannten wendischen Bewohner dieser Wasserlandschaft sehr wesentlich von denen der Landdörfer, wie denn jedes Dorf wieder geringe Eigentümlichkeiten zeigt, so dass der Kundige, und auch ich konnte es, nach dem äusseren Anschein schon die Herkunft sagen kann. Jene erwähnten Eigentümlich-

keiten sind nicht, wie man irrtümlich behauptet, wendischer, slavischer Art, denn die nachweislich zugezogenen deutschen Bewohner des Oberspreewald haben sie im Laufe von Jahren und Geschlechtern ebenfalls angenommen. Naturgemäss vermischen sich in Folge zunehmenden äusseren Verkehrs und gegenseitiger Vermischung die Unterschiede mehr und mehr, und es gehen die Einwirkungen nicht soweit, wie in weiten Sumpfländern, etwa Mittelafrikas, wo die Eingeborenen nach Schweinfurt sogar wie die Sumpfvögel auf einem Beine stehen. Bemerken will ich beiläufig, dass die zahlreich dem leidigen Branntwein Ergebenen, die durch den Trunk das Ergebnis all ihres Fleisses wieder zu nichte machen, immer zu ihrer Entschuldigung anführen, die grosse Nässe draussen verlange auch die Befeuchtung im Innern.

Den Hauptbezirk im Oberspreewald bildet Burg, wendisch Borkowy genannt. Den Namen leitet die Volkssage her vom Worte zork (bork) der Eimer, weil die Bewohner früher in Eimern die Fische zum Verkaufe gebracht hätten. Bork, vom Worte bor, die Kiefer, im Stamme gleich dem deutschen Föhre, Föhre, bedeutet, wie auch in anderen slavischen Sprachen, Wald, Nadelwald. Thatsächlich standen noch in unserer Zeit eine Anzahl Föhren oder Kiefern auf den ziemlich hohen Sandbergen hinter dem Kirchdorfe Burg. Da in diesen Bergen seit uralter Zeit die irdischen Überreste der Todten beigesezt wurden und Menschen in der Nähe angesiedelt waren, so wäre denkbar, dass ein Kiefernwaldchen die Veranlassung zum Namen Borkowy gegeben habe. Drittens könnte in Betracht kommen die Ableitung vom deutschen Worte Burg, in Hinsicht auf den befestigten Schlossberg, der wendisch grad heisst. So war (urkundlich 1315) Naundorf im Spreewald als Neuesdorf mit diesem amtlichen Namen jedenfalls eine deutsche Gründung, und gewann doch den slavischen Namen Njabokošjce bei der wendischen Bevölkerung dieser Gegend, wie denn heutigen Tages nur wendisch im Dorfe gesprochen wird. Ich erwähne, dass vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren ein Bauer in der Gegend vom Burger Schlossberg ein oder mehrere von mir gesehene Steinkugeln besass, die er, wenigstens nach seiner mir gemachten Angabe, vom Schlossberg hatte. Vielfach geht im Volke die Sage von einer Belagerung des Schlossberges durch die Kaiserlichen, doch war mir nicht möglich festzustellen, inwieweit sie etwa ausschliesslich auf eine ältere Büchernachricht zurückgeht, also nur in das Volk hineingetragen wäre. Leider fehlt es auch hier an genügender Durchforschung.

Burg, der grösste Gemeindebezirk, zerfällt wieder in drei Gemeinden, nämlich in die Gemeinde Burg-Dorf (darin die Kirche) mit dem eigentlichen, zusammenhängend gebauten Dorfe, schon im Jahre 500 vor Christus bewohnt, dann die Gemeinde Burg-Kolonie und drittens Burg-Kauper (kuparska gmejna). Die einzelnen gleichmässig eingetheilten Besitzungen, sogenannten Kolonie-Nahrungen von Burg-Kolonie werden

wendisch Prisy genannt. Dieses unerklärte Wort galt hier immer als wendisch. Indessen fand ich in Urkunden des vorigen Jahrhunderts, betreffend die später zu erwähnende Wiederbesiedelung, im damaligen Beamten-Deutsch das Wort *entreprise* für Kolonie-Nahrung (Grundstück, Land zu Gehöft, Acker und Wiesen), der Bezeichnung für eine solche neue Ansiedelung. Das Volk, in seinem gesunden Sinn von jeher wenig erbaut von dunklen, unklaren Fremdwörtern mit ihrem dehnbaren Sinn, um so verwerflicher, wenn sie von Landesbehörden eingeführt werden, liess das unbequeme *entre fort* und machte sich *prise* mundrecht durch slavische Endung, auch in den abgeleiteten Formen. Wie ich beiläufig bemerke, kommt ein Wort *Prisen* — in örtlichen Namen auch sonst in Deutschland vor; so kenne ich das *Prisenthal* bei Triberg im Schwarzwald. Die *Kaupergemeinde* heisst so nach den *Kaupern* (*kupar*), Leuten, die sich auf *Kaupen* angesiedelt haben oder da wohnen, daher auch *Personenname* geworden. Aber auch in der Dorf- und Koloniegemeinde giebt es eine Anzahl Besitzungen, die *Kaupen* heissen, aus dem gleichen Grunde. Das Wort *Kolonie* und *Kolonisten*, nämlich in Hinsicht auf *Burg-Kolonie*, herzuleiten von dem serbischen Worte *kolnja*, *Schuppen*, wie *Franz* will, scheint hier nicht zulässig, in Anbetracht entgegenstehender Nachweise. Wie mir die Alten in *Burg* oft erzählt, herrschte früher, also bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, viel Feindschaft zwischen den Dorfschen und den neueren Ansiedlern, den *Kolonisten* oder *Prisaken*, darunter alte Krieger *Friedrich des Grossen* und ihre Nachkommen. Es hat blutige Kämpfe zwischen ihnen gegeben. Dies ist nun alles nicht mehr.

Ich will hier nicht weiter eingehen auf alles das, was denkwürdig erscheint in *Burg* und am berühmten *Schlossberg*. Die Urkunden aus dem Volke selbst, seine Ueberlieferungen sind von mir gesammelt, niedergelegt für die Untersuchung zukünftiger Forscher, wenn es vielleicht möglich sein wird, nach verschiedenster Richtung ihren inneren Zusammenhang und die Bedeutung im Einzelnen klarer darzulegen, als das bei dem dermaligen Zustande der Sagenforschung möglich ist. —

Nördlich von *Burg* liegt das grosse, durch seine Kirche bekannte Dorf *Straupitz*. In der Nähe der höhere *Weinberg*, auf dessen Spitze vormals, nach der Überlieferung, eine *Kapelle* stand, und südöstlich vom Dorfe die *Rieseneichen*. Die stärkste von ihnen, bei *Wudliks Thor*, mit 26 Fuss Umfang und ebenso die schöne *Florentinen-Eiche*. Eine der schwächsten ist (oder jetzt war?) die *Lutcheneiche*, an der, wie es im Volke heisst, die *Lutchen* ihren Gottesdienst abhielten, also eine geweihte Stätte vor Alters.

Weiterhin, in der Richtung nach dem Dorfe *Lasow* finden wir den merkwürdigen *Koboldsee*. Wie schon der Name andeutet, soll der *Kobold* seinen Sitz darin haben. *Kobold* aber heisst hier der *Wassergeist*

oder Nyx. Deshalb ist wohl die Annahme gestattet, dass dieser See einer Gottheit geweiht war. Viele Sagen knüpfen sich an ihn. Unter anderen sollen Fuhrleute im See versunken sein. Pferde oder Rinder mit Wagen mögen ehemals in morastigen Gegenden, abgekommen vom rechten Wege, thatsächlich öfter versunken sein. Doch kommt diese Sage unter bestimmteren Verhältnissen oft genug vor in Deutschland und gestattet vielleicht den Schluss, dass hier vor Alters Opferwagen in den See versenkt worden, an festlichen Tagen einer Gottheit zu Ehren, der der See geweiht. In der Germania berichtet Tacitus aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, dass gewisse norddeutsche Volksstämme, die „Nerthus“, das heisst die Mutter Erde, verehrten, und ihr zu Ehren ein Opferwagen in einem See versenkt wurde. Wenn diese Sitte herrschte bei einem Volke, warum nicht auch bei anderen Stämmen in Norddeutschland, in Hinsicht auf die allgemeinere Verehrung der Mutter Erde und andere Dinge. Sind doch von den vier kleinen Bronzeopferwagen, Altsachen aus der heidnischen germanischen Zeit Deutschlands, zwei allein im Spreewald, aufgefunden worden, der eine, wie ich feststellen konnte, im alten Spreebett, in der Gegend vom Schlossberg. Der andere, im Besitz des Herrn Geheimrat Virchow, fand sich in dem durch seine Altertümer bedeutungsvollen Mierschen Acker, einer ehemaligen Erhebung, beim Dorfe Burg, an dem durch seine Überlieferungen ausgezeichneten Kreuzwege von Burg nach Müschen und Werben, wo ausdrücklich der Nachtfuhrmann (nocny forman) seinen Strich hatte. Ebenso, heisst es, fuhr vom Schlossberg auf leuchtendem feurigen Wagen eine Jungfrau nachts durch die Luft davon in der Richtung, wo thatsächlich im Spreebett jener Wagen gelegen hat.

Merkwürdig ist der See ferner dadurch, dass alljährlich zu gewisser Zeit eine Insel darin erscheint. Ich selbst habe sie gesehen; sie ragte als schlammige Erhebung aus dem Wasser hervor. Grossen Ruf hatte das Gesundheitswasser (strowa woda), das man ehemals von ihm holte, vereinzelt wohl noch jetzt, für Schwerkranke. Dazu grub man in dem moorigen Gelände, das den See zum Teil umgiebt, ein Loch und fing das aufsteigende Wasser in Fläschchen oder Töpfchen auf. Dann liess man vom Kranken etwas zurück, im Sinne unsrer Tage und der Neuzeit jedenfalls um die Krankheit zurückzulassen, im Sinne des Altertums aufgefasst, um dankbaren Herzens der Gottheit oder den guten Geistern an dieser Stätte ein Opfer zu bringen. Ob das Wasser thatsächlich Heilstoffe enthält, wirksam unter anderen Umständen, ist mir nicht bekannt geworden. Von anderen Gewässern, die Moorwasser aufnehmen, wird es gerühmt, so von der Amper bei Dachau in Oberbayern. Vielleicht erhebt sich einst am Koboldsee eine neuere Heilanstalt.

Westlich von Burg liegt das Dorf Leipe. Die Leiper haben den Burgern immer als eine sehr eigenartige, von ihnen verschiedene Be-

völkerung gegolten. Stammsagen gehen über sie, wonach sie von Riesen abstammen; auch von einem Hirsch, eine Stammsage, ähnlich solchen bei anderen Völkern. Nach allgemeinem Zugeständnis waren die Leiper früher grosse und starke Menschen, schwerfällig in ihrem Wesen, auch in ihrer Sprechweise. Einer der besten Kenner alter Überlieferungen zu Burg, der oben erwähnte Kido Pank, bezeugte mir wiederholentlich, die Alten hätten gesagt, die Leiper stammten von Pommern her. Immerhin wäre ja denkbar, dass im frühen Mittelalter oder aus voroslavischer Zeit eine andere Bevölkerung in der Einsamkeit dieses abgeschlossenen Waldsumpfes erhalten oder von irgendwelchen Kriegszügen zurückgeblieben wäre. Die Leiper sprachen allerdings wendisch bis in unsere Zeit. Doch ist die Sprache im Spreewald, wie überhaupt wohl in der Niederlausitz, kein untrügliches Merkmal des Volkstums und der volkstümlichen Abstammung. Wie erwähnt haben schon nach wenigen Geschlechtern die Nachkommen deutscher Ansiedler im Oberspreewald ihre Sprache und ihr deutsches Wesen verloren — denn kein anderes Volk der Erde giebt so leicht seine Sprache auf wie die Deutschen — und gleichen durchaus den übrigen scheinbar altslavischen Bewohnern desselben. Ohne gewisse volksthümliche und urkundliche Zeugnisse wüsste man davon nichts und jeder hätte Recht ohne Weiteres solche Behauptungen zu bestreiten. Ein in der Überlieferung gefeierter Leiper ist der alte Fischer Krepel. Wie immer ist auf ihn zusammengehäuft, was die Sage gelegentlich auch anderen zuschreiben würde. Von ihm wird berichtet, wie vom Ikarus bei den Griechen, dass er zu fliegen versuchte. Wie nach dem Ikarus, weil er an einer Stelle irgendwo ins Wasser fiel, das weite ikarische Meer soll genannt worden sein, so heisst auch nach Krepel, wenngleich in bescheidnerem Masse, eine Stelle im Tozkefliess Krepelsecke, weil er da viel fischte. Flugversuche sind von Bauern in der Lausitz mehrfach gemacht worden. Ich selbst habe noch einen dieser Flieger im Spreewald gesehen. Es wird bezeugt, dass er, ein Geistesschwacher, mit Flügeln eine Weide bestieg, um seinem verstorbenen Bruder im Himmel eine Flasche Branntwein zu bringen, fiel aber nieder und zu seinem Glück in einen moorigen Graben. Da in unseren Tagen Flugversuche geglückt sind, dürften auch diese bäuerlichen Versuche in der Geschichte des Fliegens ihren Platz beanspruchen. Von den Leipern früherer Zeit, die „wilden“ Leiper genannt, die für sich lebten, werden so einzelne Züge erzählt, die ein wenig an das Heidentum erinnern, und mit gutem Grund. Geschichtlich wissen wir, dass die alten Wenden, mehr oder weniger zum Christentum gezwungen, noch Jahrhunderte lang Heiden waren im Herzen. Dorf Leipe, mitten in Wiesen und Wasser, liegt auf einer Erhebung, wenn man will Insel, weshalb man im Wendischen z. B. auch sagt nicht in Leipe, sondern auf Leipe (na Lipem) sein. Früher, zum teil wohl noch jetzt, fanden sich dort viele grosse Steine, eine

Seltenheit im Spreewald. Möglich, dass auch diese zu sagenhaften Vermutungen Veranlassung gaben.

Zwischen Leipe und Lübbenau liegt Dorf Lehde, das „Venedig des Spreewald“, wie es bei einer Unterhaltung über den Spreewald als Kronprinz mir gegenüber einst der hochselige Kaiser Friedrich nannte. Der hohe Herr hatte noch die Absicht den Spreewald zu besuchen, doch ist es leider nie mehr dazu gekommen.

Südlich von Burg liegt Müschen, einst berüchtigt durch seinen Morast, voller Reize mitten in grüner anmutiger Landschaft, mit einer stillen friedlichen Bevölkerung. Auch hier wieder entfaltet sich vor unsrem geistigen Blick eine Fülle wunderbarer alter heiliger Beziehungen, die uns tief in das Altertum hineinführen. Nahe beim Dorfe lag früher ein Hügel, der Muschink, der lange Zeit hindurch, schon im Jahrtausend vor Christus als Friedhof diente. Zahlreiche Totenurnen, andere Gefässe und Gegenstände sind hier seit Jahren beim Sandabfahren aus den Gräbern zum Vorschein gekommen. Mit den Scherben hat man Wege ausgebessert. Den letzten Rest der alten Totengaben gelang es mir noch zu retten. Jetzt ist der Hügel verschwunden und Häuser daran gebaut. So haben die Toten keine Ruhstatt mehr. Wenn einst die Bewohner die Sachlage erkennen, wird es hier spuken. Nicht allzu weit von hier trifft man an 3 Grenzen auf den berühmten Schwürstein, doch kann ich hier wie immer auf seine Bedeutung nicht weiter eingehen, ohne Zweifel die Stätte eines alten Heiligtums. Vermutlich stand dort in slavischer Zeit das Bildniss einer Gottheit, wenn in Müschen heidnische Slaven überhaupt gewohnt haben, da keinerlei Zeugnisse ihrer Anwesenheit, wie thatsächlich auf dem Brahmoeer Schlossberge uns vorliegen. Noch früher, in voroslavischer, altdeutscher Zeit wurde dem Anschein nach der Gott God oder Wode, der grosse Gott aller Deutschen, an dieser Stelle verehrt. Noch weiterhin sieht man die Bullgrube (bykowa jama), ein beziehungsreiches, tiefes, rundes mooriges „Wasserloch“, rings, wenigstens früher, von Erlen umstanden, während auf dem schwarzen Wasserspiegel die Blätter und weissen Blüten der Seerose unbeweglich ruhen, der dem Wassergeiste geweihten Nyxblume. Dem Volk gilt sie als unergründlich, mit einer Stange fand ich Grund. Unergründlich in der Sprache des Volks hatte noch zu den Zeiten der Alten einen doppelten Sinn. Es hiess nicht bloss, dass ein Gewässer sehr tief sei und keinen Grund habe, sondern auch, dass man gewisse Wassertiefen nicht messen soll und darf. Das galt als vermessen, als eine Versündigung gegen die Gottheit, wie diesem alten Volksglauben Schiller Ausdruck gegeben in den Worten:

„Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Granen.“

Diese Bullgrube wurde vielleicht, gleich so manchen anderen unergründlichen Wasser-„Löchern“ Norddeutschlands in der Urzeit von strudelndem Wasser ausgemahlen, wie man das noch heute in Kalkgebirgen beobachten kann, wenn an einem reissenden Bache ein kleiner Stein in der Vertiefung eines grösseren vom einströmenden Wasser umhergequirlt, ihn aushöhlt. Solche Naturwunder richteten den frommen Sinn des Altertums auf höhere Mächte. Gehen wir im Gelände bei Müschen noch weiter, so kommen wir an das Flüsschen Kschischowka, wo einst an einer Brücke eine Jungfrau sass, die sich ihr langes Haar strälte und nach Sonnenuntergang keinen Fischer mehr vorbeiliess, also eine Loreley wie am Rhein. Noch haben wir ein denkwürdiges Zeugnis, dass nämlich früher, von Müschen gegen Süden, ein grosser Wald war, der genau bis an den Hofzaun des Gerichtsmann Noe ging, also bis an den heidnischen germanischen Friedhof im Muschink. Nach Sonnenuntergang, heisst es, durfte niemand mehr durch den Wald. Wenn aber einer hindurchging, wurde er umgebracht. Was war es anders als ein heiliger Wald!

Weiter gegen Süden liegt das Dorf Babow, in der Nähe der Bramoer Schlossberg, ein alter Burgwall und Heiligtum des höchsten Gottes, wo frommer Sinn der Bewohner den Ahnen Opfer brachte an warmer Heerd des Hauses. Hier in der Gegend wurden auch die „Babower Ringe“ gefunden; einer der grossartigsten Broncefunde der Lausitz, die ich der Wissenschaft in ihrer Gesamtheit erhalten konnte, indem ich den grösseren Teil vor dem Einschmelzen zu LötKolben rettete.

Der morastige Boden des Spreewalds hat überhaupt viele Denkmäler des Altertums bewahrt bis auf unsere Zeit, namentlich eine Menge von Steinwerkzeugen und wohl auch Steinwaffen, namentlich aber Steinbeile, darunter viele durchbohrte. Ich habe, allerdings oft unter grossen Mühen, sovielen Altsachen von Stein, vorzugsweise in Burg, gesammelt, (meist der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übergeben), wie sie in solcher Fülle wohl kein anderes Gebiet in der gesammten Mark Brandenburg aufweisen kann. Die durchbohrten Steinbeile galten zumeist als Donnerkeile¹⁾, das Loch hat nach alter Ansicht der Blitz hineingeschlagen. Aufbewahrt in manchen Familien seit Geschlechtern wurden sie nicht selten zu Heilzwecken benutzt. Die Schwierigkeit des Erwerbs war deshalb manchmal sehr gross. So gelang es mir erst nach langem Bemühen ein bis auf einen kurzen Stumpf im Laufe der Zeit weggefeiltes Langsteinbeil zu erhalten. Man trank den abgefeilten Steinstaub in Wasser gegen Magendrücken. Es ist die Frage erörtert worden, ob es eine Steinzeit in der Niederlausitz gegeben habe.

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz: Die Steine im Volksglauben des Spreewalds in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880.

Für den Spreewald zu Burg, in Anbetracht der Fülle, darf man wohl annehmen, dass Steinwerkzeuge in Gebrauch waren, sei es vor Einführung der Bronze, oder mit derselben, wo sie den Leuten fehlte. Andererseits haben sicherlich viele Steinbeile, wie ja noch in unsrer Zeit zu übernatürlichen Zwecken und als Arznei gedient, nachdem die Herstellungsweise den Menschen unbekannt geworden und die Zeit ihnen Weihe verliehen. Bei einzelnen sieht man sehr deutlich die Abnutzung. Andere waren, als ich sie durch Kauf erwarb, so schön und so glatt geschliffen, als wären sie eben erst aus der Werkstatt gekommen. Sie können nicht zum Hausgebrauch bereits benutzt worden sein. Vielleicht auch dienten Steinbeile gottesdienstlichen Zwecken.

Auch von dem Kulturzustand jener ältesten Bewohner, die vermutlich teilweise wenigstens noch Steinwerkzeuge verwendeten, hat man wohl falsche Vorstellungen. Man unterschätzt sie jedenfalls. Es lässt sich auch ohne viel „Metall“ einfach aber ganz leidlich leben. Davon konnte sich jeder noch vor wenigen Jahrzehnten in recht abgelegnen Hauswirtschaften auf dem Lande und im Gebirge überzeugen. Vor Jahren war in Berlin eine belehrende Sammlung ausgestellt, aus dem Bismarckarchipel zusammengebracht mit Forschergeist durch Herrn Dr. Finsch, von Südseeleuten, die damals noch in der Steinzeit waren. Und welche reiche ungeahnte Entwicklung so vieler Lebensbedürfnisse und entsprechender Geräte zeigte sie dem erstaunten Auge! Wie viel mehr müssen die alten Bewohner unsrer nördlicheren Gegend nach einer gewissen Sicherung ihres Daseins und nach erhöhter Bequemlichkeit getrachtet haben, bei der rauheren Lage und dem langen Winter, der noch ganz andere Bedürfnisse weckt. Das Bedürfnis aber ist der Hebel zum Kulturfortschritt.

Ebenso fanden sich viele Bronze-Altsachen, und finden sich noch immer, Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen. Viele sind nach auswärts von Händlern, um des Geldgewinnes wegen, verschleppt worden und der Wissenschaft verloren. Wie einer der Arbeiter mir nachträglich mitteilte, hätten bei dem Broncewagen im Spreebett Rasiermesser gelegen. Doch ist nichts Sichres darüber bekannt. Bronze, wie ich dessen Zeuge bin, frisch dem Sumpfboden entnommen, sah sehr schön gelb und mattglänzend wie Gold aus, verlor aber bald an der Luft das frische Ansehen. Dasselbe wurde von den Babower Ringen ausgesagt. Goldfunde hat man öfter gemacht, doch nie wurde, soweit das Volk wusste, und wer sollte es sonst wissen? ein goldenes Diadem auf dem Schlossberg gefunden, wie Haupt berichtet, das er mit wendischen Fürsten in Verbindung setzt, indem er den Irrtümern seiner Berichterstatter unbewusst folgt. Es wäre ja sehr schön, wenn sich solche Diademe fänden! Silber ist wenig bekannt geworden, wenigstens im Burgschen. Nur ein einziger Halsring, aus einer Silbermischung, gefunden an den Bergen hinter dem

Kirchdorf Burg, von mir angekauft und später dem Museum für Völkerkunde gegeben, sowie zwei silberne Schlussstücke von länglicher Blattform, sind mir damals sicher bekannt geworden. Auch Glasperlen von dem längst verschwundenen Bsemberg waren in meinem Besitz, sei es, dass sie durch den Handel aus fernen Ländern kamen, sei es, dass sie Heerleute, Krieger, heimbrachten als Andenken aus ihren Feldzügen. Auch das Gewerbe „blühte“ schon im Lande. Erzgiesser, Erzschniede sind verbürgt, ähnlich unseren Schmieden auf den Dörfern und standen vermutlich in hohem Ansehen. Für den Oberspreewald liefert ein Zeugnis der grosse Broncefund bei Straupitz, von Herrn Direktor Weineck in Lübben der Wissenschaft erhalten. In einem grösseren Topf, vergraben im Sandboden hart am Sumpf, waren eine Unmenge beschädigter Broncesachen oder Bruchstücke von solchen hineingethan worden. Irgend ein unglückliches Schicksal hinderte vor 2000 Jahren den Besitzer oder seine Erben wieder an den geborgnen Schatz zu kommen, der Nachwelt zum wissenschaftlichen Nutzen, zum grossen Schaden aber jenem altdeutschen Händler oder Bronceschmied. Denn um diese Zeit, Jahrhunderte vor Christus, und in den Jahrhunderten nach Christus bewohnten Deutsche, Germanen, den Spreewald.

Altes Eisen ist wenig auf uns gekommen. So zu Burg in einem kleinen urnenartigen Gefäss vor-slavischer Zeit ein Sporn mit Dorn, dessen Verbleib mir unbekannt ist, sowie mehrere eiserne Gewandspangen mit anhaftender Bronze, die in meinen Besitz gekommen; die Fibeln in den Sand gebettet in den Bergen hinter dem Dorfe Burg. Eisen hält sich nicht im feuchten Sumpfboden, sondern löst sich leicht auf. Falsch wäre deshalb der Schluss, dass Eisen fehlte oder wenig vorkam, weil es sich selten findet. Auch wurde Eisen als wertlos von den Findern meist weggeworfen.

Viele Thongefässe aus alten deutschen Gräbern sind erhalten geblieben, fast ausschliesslich von den Bergen, wo man die irdischen Überreste der Toten beerdigte. Wenn nicht noch aus anderen Gründen, so doch weil im niedrigen Gelände das Wasser sie geschädigt hätte. Nun irren deren Seelen umher, denn man hat ihnen die Ruhe genommen, zu der sie gebettet wurden. Die Alten jener deutschen Vorzeit glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Wiedersehen im besseren Jenseits. Aus jener heidnischen Zeit stammt noch bei uns Christen die Rede vom Jenseits, in das man über ein Wasser kam, denn nach christlicher Lehre findet die Vereinigung der Seeligen oben im Himmel statt. Aus dem vaterländischen Heidentum, das so wesentlich die göttliche Allmacht im Weben und Wirken der Natur verehrte, dessen Nornen das Schicksal der Menschen webten und spannen, stammt auch das Wort: „Sanft ruhe seine Asche“ auf den Kreuzen unsrer Kirchhöfe. Es sei denn, man leite es her aus Anschauungen des griechisch-römischen

Heidentums, die durch die klassisch-philologische Schulbildung so vielfach in unseren Volksgeist übergegangen sind. Jedenfalls ist die Rede heidnisch, nicht christlich, denn Christen verbrannten nicht ihre Toten. In der Friedenskirche zu Potsdam sieht man auf dem Grabdenkmal des hochseligen Kaisers Friedrich, des edlen Dulders, weibliche Gestalten an einem Wasser und drüben den Fährmann. Sie wollen also ins Jenseits. Diese Darstellung entspricht durchaus dem Glauben unserer heidnischen Vorzeit. In Zeitungen fand ich den Fährmann Charon genannt. Das wäre falsch. Niemals hatte in Deutschland der Seelenschiffer diesen Namen. So hängen wir durch zahllose oft unmerkliche geistige Fäden noch immer mit der Vorzeit, mit unsrem viel geschmähten Altertum zusammen. Aller unberechtigter Kampf dagegen wird ein vergeblicher sein. Die übernatürlichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens verlangen ihr Recht. Immer wieder werden sie eine Welt sich schaffen.

Spinnwirtel, nicht blos aus der Neuzeit und vielleicht dem Mittelalter, sondern aus vorgeschichtlicher Zeit, sind bekannt. Sie werfen ein helles Schlaglicht auf die Menschen jener Zeit und ihre häusliche Thätigkeit. Sie haben also gesponnen, Leinwand und, wie immer, auch Wolle; selbstverständlich auch gewebt oder gestrickt. Sie trugen Wollen- und Leinenkleider, liefen nicht nackt im Spreewald umher. Solche falschen Vorstellungen hat man noch immer über unsere Vorzeit. Sieht man doch sogar am Treppenfries in der Nationalgalerie zu Berlin den Fürsten Armin von Thüringen, bekannt als Hermann der Cherusker, in Hocharbeit dargestellt, als einen splitter nackten Mann mit umgehängtem Tierfell. Dazu vergleiche man Bandels Herrmann im Teutoburger Wald! Verarbeitete Tierfelle hat man ohne Zweifel auch im Spreewald getragen, das sind aber Pelze und dieses Wortes sollte man sich bedienen. Um ihre Biberpelze in jener biberreichen Zeit möchte wohl mancher Mann der Gegenwart die Alten beneiden. Freilich unsere höheren und mittleren Schulen lehren nichts vom heimischen Volkstum, während das griechische, römische und hebräische Altertum einen breiten Raum im Unterrichte einnehmen.

Wer etwa die ältesten Bewohner waren, darüber wissen wir nichts geschichtlich. Das Volk heute nennt sie ludki, Lutchen. Vor und nach Christi Geburt waren es, wie schon erwähnt, Deutsche, Semnonen, die zwischen Elbe und Oder sassen. Sie gehörten zum Volksstamm der Sweben oder Schwaben. Diese bevölkerten damals Norddeutschland und zogen später nach Südwesten, wo sie heute noch sitzen. Wenn also die Semnonen¹⁾ die Be-

¹⁾ Vergl. auch Platner, die Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Nord-Osten, Korrespondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft 1893. Steininschrift des Kaisers Augustus: »Semnones et ejusdem tractus alii Germanorum populi.«

wohner der Lausitz gewesen, haben sie lange Zeit da gesessen. Tacitus berichtet aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, dass in ihrem Lande ein berühmter heiliger Hain war, in dem alle Jahre Gesandte gewisser norddeutscher Völker zusammenkamen zu einem Bundestag. Es fand also hier zuerst ein norddeutscher Reichstag statt. Wie eine wunderbare Fügung erscheint es, dass dieser selbe Gau zwischen Elbe und Oder wieder das Stammland wurde für ein neues norddeutsches Reich, für den heranwachsenden preussischen Staat, der das neue deutsche Reich schuf, in dessen Mittelpunkt wiederum ein deutscher Bundesrath und ein deutscher Reichstag alljährlich zusammenkommen, und das uralte Fürstengeschlecht der Hohenzollern — dem, wie ich jüngst am Niederrhein ersah, das Volk unbewusst göttliche Herkunft zuweist —, das diesen preussischen Staat geschaffen, es stammt von jenem Volke der Schwaben im Südwesten Deutschlands, das einst hier in norddeutschen Landen Gebieter war. Das stolze Wort: „vom Fels zum Meer“ wurde wahr, nachdem es früher geheissen: vom Meer zu den Felsen hin. So vollendet sich der Kreislauf der Dinge.

Ehe jener uralte norddeutsche Bundestag seine Sitzungen begann, fand ein feierliches Menschenopfer statt, denn „Blut ist ein besondrer Saft!“ Man hat davon immer viel Aufhebens gemacht, aber warum? Das war so in alter Zeit. Wollte nicht auch Abraham, der friedliche, gottgefällige Nomade und Heerdenbesitzer, seinem Gotte einen Knaben schlachten? Rückerinnerungen an solche Vorgänge sind noch lebendig bei den Völkern.

Tacitus sagt ferner, dass der Wald im Rufe der Heiligkeit stand, weil er geweiht war durch die Ahnen und durch heilige Scheu, die man vor ihm hatte seit Alters, eben wegen des Glaubens an die Göttlichkeit, die ihm innewohnte. Geweiht durch die Ahnen, die Vorfahren, die Alten heisst entweder: durch eine lange Reihe von Ahnen, durch die alten Geschlechter, die diesen Wald gesehen hatten im Laufe der Zeiten, denn wie der Dichter sagt: „Das Jahr übt eine heiligende Kraft“, oder aber es heisst: geheiligt durch die Gräber der Vorfahren, wie wir selbst diese selben alten Gräber noch genugsam im Spreewald gefunden haben, wenn auch nicht mehr feierlich umrauscht von uralten Bäumen wie jenen Eichen bei Straupitz, und nicht mehr im Schutze ihrer Ehrfurcht gebietenden Stämme. An diesen Grabstätten weilten die Verstorbenen als Schutzgeister ihres Hauses und ihres Volkes, zu ihnen flehte man in den Nöthen des Herzens und ihnen opferte man allda. Vermutlich hat man an Beides zu denken.

Vom heiligen Walde heisst es weiter, dass nach der Überlieferung der Semnonen dieses Volk aus dem Walde selbst seinen Ursprung herleitete. Es war also so lange Jahrhunderte hier angesessen, dass es nichts mehr wusste von seiner Herkunft aus anderer Gegend,

sich also als Urbevölkerung ansah. Das folgt mit innerer Nothwendigkeit aus jenem geschichtlichen Zeugnis. Ungezählte Jahrhunderte müssen die Semnonen, überhaupt die Schwaben in Norddeutschland angesessen gewesen sein. Denn früher, ehe es Bücher und Zeitungen gab, war das Gedächtnis der Völker sehr lang. Heute ist es kurz geworden, gerade wie der Geruchsinn und die Sehkraft der Menschen abgenommen haben. Bücher und Zeitungen überheben den Geist seiner Last, die machen es ihm bequemer. Ohne Zweifel hat unsere Bevölkerung in der Natur, und dazu rechne ich einen grossen Teil der Landleute, geistige Einbusse erlitten in unserer Zeit. Sie hat überliefertes Wissen, und wenn man das Gebiet des Volksglaubens ausscheidet, selbständiges Denken verloren. Die ganz allgemeine Bildung hat ihr Steine statt Brot gebracht, ohne dass sie einen wissenschaftlichen Ersatz gewann, so nutzbringend die für die Städter sich gestaltet hat. Man muss sich abgewöhnen die Dinge einseitig von einem Standpunkte aus zu betrachten. Früher hatte die Überlieferung, die Sage einen höheren geschichtlichen Werth. Noch in diesem Jahrhundert wissen die alten Sagen und Heldenlieder der Tscherkessen des Kaukasus von den Goten und ihrer Herrschaft in Russland. Glücklicherweise giebt es noch eine gotische Übersetzung der Bibel, sonst würde man wohl bestreiten, dass die Goten vormals Deutsche, Germanen, waren. Drei Geschlechter füllen ein Jahrhundert. Dreimal nur brauchte in hundert Jahren dieselbe Sache nacherzählt zu werden; fünfzehnmal nur in fünfhundert Jahren. Und wie treu ist noch heute die Sage, oft ein völliges Rätsel für den Forscher und die Wissenschaft. Wie viel treuer aber damals!

Es fragt sich: wie ist die Überlieferung jenes schwäbischen Volkes von der Herkunft aus dem Walde selbst zu deuten? Jedenfalls hatten sie eine Stammsage, dass die Begründer ihres Volkes, die ersten Menschen also, von Bäumen selbst herstammten, und zwar von den Bäumen des heiligen Urwaldes. Noch ist uns die nordisch-germanische Schöpfungssage erhalten, dass die ersten Menschen von den Bäumen kamen und Askr und Embla hiessen. Ask heisst Esche und Embla „Erle“. Ein letzter Ansläufer dieser teutonischen Schöpfungssage tritt uns wohl auch entgegen in dem bekannten Volksreim: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen“. Rückverwandlung von Menschen in Bäume kommt ebenso vor im geistigen Besitzstand der Menschheit. Weist doch noch in unserer Sprache das Wort Volksstamm mit seiner Abstammung auf den Baumstamm hin und legen doch alte Geschlechter noch heute Wert auf ihren Stammbaum. Noch nach dem Volksglauben in unserer Zeit gehen Menschen in Bäume über, bluten, wie auch grade im Spreewald, die Stöcke sündhaft gefällter Bäume. Uralte Bäume sind nachweislich in Deutschland verehrt worden, Opfer bei ihnen gebracht, Recht bei ihnen gesprochen, auch heilige christliche Kapellen nach solchen

benannt und Hochaltäre der Kirchen um den Stamm des Baumes errichtet worden, wie z. B. in der berühmten Walfahrtskirche bei Triberg im Schwarzwald, die ich selbst besucht habe. Das sind alles sichere Volksurkunden. Eine Erinnerung an solchen Gottesdienst der Vorzeit bei ehrwürdigen Bäumen bildet auch der Lausitzer Bericht, dass die Hexen sich auf einem alten, einsam stehenden Birnbaum mit neun Ästen versammelt und da ihren „Reichstag“ abgehalten haben, nur dass man an heilige Bittgänge und geweihte Jungfrauen zu denken hat.

Bei allen deutschen Völkern wurde der Gott God oder Wode (Wodan), wie unsere Landleute heute noch den Namen sagen, verehrt. Man darf deshalb annehmen, dass auch ihm, dem höchsten Gott, dem Herrn im hohen Himmelszelt¹⁾, der von da gnädig niedersah auf seine Völker, der heilige Wald der Semnonen geweiht war.

Man hat diesen heiligen Hain der Schwaben an verschiedenen Stätten gesucht, und auch im Spreewald. Herr Dr. Behla in Luckau hat wohl zuerst ausführlich in einem öffentlichen Vortrage auf einem der anthropologischen Kongresse in Deutschland diese seine Meinung mit aller Entschiedenheit verfochten. Und in der That, wie irgendwo anders, so ist man berechtigt, mit gutem Grund, ihn im Spreewald zu suchen.

Namen aus dieser altdeutschen Vorzeit, soweit bis jetzt bekannt geworden, in sagenhaften Überlieferungen sind uns nicht überkommen, wie wir das gerade unter den Wenden in der preussischen Oberlausitz noch finden, ebenso wie in Böhmen, wo das Andenken an Theodorich den Grossen, König der Ostgoten, im Namen Dyter Bernhardt und ähnlichen Formen²⁾ als Namen für den Nachtjäger oder wilden Jäger sich erhalten hat, also eine Überlieferung aus den Zeiten der Völkerwanderung.

Es kommt dann die Zeit der slavischen Herrschaft in Norddeutschland. Dieser angehörige Kulturzeugnisse, vorgeschichtliche Funde, sind weniger reichlich vorhanden als aus der altdeutschen; sei es dass man die Gräber nicht so wie früher mit Beigaben ausstattete, sei es, dass sie eher der Auflösung oder Vernichtung anheimfielen. Die Überreste bestehen aus Thongefässen, Scherben, Beinwerkzeugen, Eisensachen, Silber und verkohltem Getreide wie Feldfrüchten. Alles in Allem geben sie nur ein Bild von sehr einfachen Lebenszuständen. Ferner sind aus dieser slavischen Zeit eine Anzahl Burgwälle³⁾.

Die Slaven müssen von Osten und Südosten in Norddeutschland

¹⁾ Paul Warnefried, de gestis Langobardorum, I, 8.

²⁾ Grimm, Mythologie, 1876. II. 781 Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag. 1863. 75. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, I. 121. 123.

³⁾ Söhnle, die Rundwälle der Niederlausitz, 1886. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, 1888.

eingedrückt sein. Die Geschichte verkündet nichts darüber. Im Allgemeinen nimmt man an, dieses Vorgehen sei ein ganz ruhiges, friedliches gewesen. Darnach musste Deutschland vollkommen verlassen sein von seinen früheren Bewohnern. Doch das erscheint wenig glaublich, auch sprechen vereinzelte Thatsachen dagegen. Norddeutschland mit seinen damals unvergleichlich schönen alten Wäldern, seinen grünenden Wiesen, seinen blumenreichen Auen und Angern, seinen Seen und Flüssen, seiner Fülle der kostbarsten Fische, seinem Reichtum an Wild und Bienen in den Wäldern, das sollten seine ständigen Bewohner verlassen haben bis auf den letzten Mann, die Viehzucht und Ackerbau trieben, Häuser hatten ähnlich wie heute noch bei uns in manchen Gegenden, dieses Land so reich an Wald, an dem die Alten mit der ganzen Tiefe ihres Gemüts hingen, wie uns der Glaube der Deutschen und ihre gottesdienstlichen Einrichtungen immer und überall zeigen? Das glaube, wer kann. Den Römern freilich war Deutschland eine terra nebulosa, ein Nebelland. Doch unsere Landschaftsmaler würden ungern die Wolkenbildungen unseres Himmels und sein gebrochenes Licht missen, und der Maler mit seiner tieferen Naturempfindung steht dem Altertum nahe. Die Römer als Herren der alten Welt sahen voller Dünkel und Geringschätzung auf jedes andere Volkstum herab. Alle anderen Völker galten ihnen von ihrem einseitigen Standpunkte aus als Barbaren. Man sollte dieses Wort, von ihnen eingeführt bei uns durch die klassische Philologie, der Verächterin heimischen Altertums, richtiger verwenden. Sonst müsste man auch viele unserer Bergbewohner noch Barbaren nennen, deren Gesittung doch hoch steht über der der meisten Römer der alten Zeit. Denn man darf nicht die äusserliche Kulturentwicklung ganz einseitig zum Massstab der allgemeinen Beurteilung eines Volkes nehmen. Das steht dann immer einer Verurteilung gleich. Auch hier soll es heissen: gleiches Recht für Alle. Was müsste das heutige Deutschland für ein trauriges „barbarisches“ Land sein, wenn die Vorstellungen mancher Franzosen noch dieses Jahrhunderts und ihre vorurteilsvolle Beurteilung richtig wären. Man sollte endlich aus diesem „Scholasticismus“ heraustreten in das grosse Meer der Völkerkunde.

Dass die ersten Jahrhunderte der slavischen Herrschaft in Norddeutschland ohne allen Krieg waren, in ewigem Frieden dahingingen, wie in einem goldenen Zeitalter, von dem nur die Sagen wissen, das erscheint auch ungläublich. Alle Völker in Europa haben damals in Fehde gelebt, und nur diese Völkerstämme sollen eine Ausnahme gemacht haben! Man muss solche Fragen vom Standpunkte der Volkskunde aus beantworten, vom Standpunkte des allgemeinen slavischen Volkstums. Wo in der Weltgeschichte slavische Völker selbstständig und machtvoll waren, da waren sie, zumal bei ihrem lebhaften Volksbewusstsein, auch kriegerisch, damals eine naturgemässe Folge des Kraftbewusstseins, und

sind ebenso Eroberer gewesen wie andere Völker. Am klarsten zeigt dies das russische Reich, das sich ja heute und mit gutem Grund, als die Mutter des Slaventums betrachtet. Seit Jahrhunderten hat Russland beständig Eroberungskriege geführt und dabei Ländermassen gewonnen, gegen die Deutschland verschwindend klein erscheint. Allein die europäische Welt hat davon wenig Kenntniss genommen, weil die Länder und unterworfenen Völker zu abgelegen waren. Wer kümmerte sich um die Dinge im fernen Osten! Man vergleiche diese Ländermassen Russlands, oder auch den Landbesitz Frankreichs mit der Landfläche Deutschlands (wobei die afrikanischen Gebiete als schwankender Besitz vorläufig noch ausfallen), um einen Begriff von der Friedfertigkeit der Deutschen wie der anderen Germanen, der Norweger, Schweden, Dänen, Holländer und Schweizer zu bekommen, ausgenommen allein das welterobernde England, das ja auch nie eine Stammverwandtschaft bethätigt hat. Ähnlich haben jedenfalls auch im frühen Mittelalter bei den Slaven in Norddeutschland die Dinge gestanden. Denn sobald sie im Lichte der Geschichte erscheinen, das heisst, wie sie die Elbe überschreiten und in Mitteldeutschland vordringen, sehen wir sie als kriegerische Macht und deutsche Bevölkerungen sich unterwerfend.

Es finden sich in deutschen Büchern auch allerhand eigenthümliche Meinungen ausgesprochen über die Zustände bei den (alten) Slaven im frühen Mittelalter. Man betrachtet irrthümlich das Volkstum der heidnischen Wenden als etwas ganz Eigenartiges in der Welt, Zusammenhanglos ohne Rücksicht auf seine Beziehungen zum übrigen Slaventum. Dabei lässt man dann seiner Einbildung freien Lauf. Im Grossen Ganzen werden jene Zustände ebenso gewesen sein wie bei den übrigen Slaven. Wenn man also abgelegene rein slavische Bevölkerungen erforscht, etwa im Innern Russlands, die wenig beeinflusst worden sind von westeuropäischen Dingen und zieht ab, was in ihrer Entwicklung ihren Sitten und Anschauung ausgesprochen der Neuzeit angehört, so wird man so ungefähr ein Bild von den Menschen und Lebenszuständen der slavischen Zeit Norddeutschlands erhalten. Es wäre zu wünschen, dass die deutschen Schriftsteller, die immer über diese Dinge aburtheilen, sich in Zukunft der Mühe unterziehen, dass sie des Vergleichs wegen, als Forscher die Zustände bei anderen slavischen Völkern untersuchen, über die sie vielfach in grosser Unkenntniss sich befinden, und dass sie wenigstens eine slavische Sprache gründlich erlernen, da die Sprache wie immer das wichtigste Hülfsmittel zur Erkenntniss eines Volkstums bildet. Die blossen „Spekulationen“, d. h. leere Vermutungen haben wenig Werth. Wir sind in der Zeit naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise. Wer wollte englische Geschichte schreiben, ohne Kenntniss der englischen Sprache, die ihn zu den englischen Quellen führt. In dieser Hinsicht nehme man sich die Slaven zum Muster, die ganz andere

Meister der Sprache sind als wir. Wie es denn überhaupt an der Zeit wäre, die russische Sprache an allen höheren Schulen Norddeutschlands zu lehren. Das verlangt die Bedeutung und Weltstellung des Slaventums, schon in der Gegenwart, geschweige denn für die Zukunft. Welcher klassische Philologe kann kraft seiner Wissenschaft auch nur den Namen der deutschen Reichshauptstadt erklären oder der Heimat der Teltower Rübchen, die in alle Welt gehen?

Die erste Erwähnung der Wenden, und zwar unter diesem Namen, findet sich allem Anschein nach beim Tacitus, in der Germania, da, wo er, nachdem er von den Völkern Deutschlands gesprochen, einige Volksstämme im Gebiete des heutigen Russlands streift.

Aus der Zeit der slavischen Herrschaft in Norddeutschland stammen unsere vielen slavischen Ortsnamen her. Es giebt gewiss keinen bessern Beweis für die Milde des deutschen Volksgeistes im Allgemeinen, als dass die Deutschen damals alle diese, für sie fremden, Namen bestehen liessen und nicht durch deutsche ersetzt, während wir in slavischen Ländern finden, dass die deutschen Namen überall verschwinden und slavische an ihre Stelle gesetzt werden. Die Deutschen begnügten sich bescheidenlich, höchstens zur Erklärung noch ein deutsches Wort hinter das slavische zu setzen. Jahrhunderte lang im deutschen Munde fortgeführt, haben die slavischen Ortsnamen vielfach gewisse Umänderungen erfahren, die Wirkung von Sprachgesetzen. Man bspöttelt, dass manche Namen in Folge davon lächerliche Formen angenommen, so z. B. Bademeusel, der Name eines Dorfes in der Lausitz, das lausitz-serbisch Boža Mysl heisst, d. h. Gottesgedanken, so dem äusseren Anschein nach wie der Name jetzt vorliegt. Gerade dieser Vorwurf ist ein Lob.

Der Spreewald war, wie wir sahen, bevölkert schon im Jahrtausend vor Christus und in den Jahrhunderten nach Christus. Aber im Gebiete von Burg ist er dann bis ins 18. Jahrhundert nur sparsam bevölkert und zum grossen Theil mit Wald bedeckt gewesen. Die Frage, ob im 17. Jahrhundert noch Auerochsen und Elche im Spreewald sich aufhielten, haben eingehender erörtert Herr Dr. Behla in Luckau und der leider so vorzeitig verstorbene Spreewaldforscher, Herr Hauptmann Carl Albinus. Einige ganz vereinzelte Ansiedlungen scheinen auch im frühen Mittelalter für sich inmitten des Waldes gelegen zu haben, ebenso wie diese nachweisbar sind für das 18. Jahrhundert. Eine Neubesiedlung, wie wir wohl sagen dürfen, hat stattgefunden im 18. Jahrhundert, hauptsächlich unter Friedrich dem Grossen, dessen Andenken unter den Bewohnern bis in unsere Tage sich lebendig erhalten hat. Zum mindesten einzelne Gehöfte sind aber dem Anschein nach schon vor Christus in der Kolonie und Kaupergemeinde gewesen.

Der Wende der Niederlausitz nennt sich selbst Serski, der der Oberlausitz Serb, ähnlich wie die Serben im Balkan. Die Sprache ist

eine slavische, dem Tschechischen, Polnischen, Serbischen u. a. verwandt. Sie zerfällt in zwei Mundarten, nämlich in die nieder- und oberwendische, oder zutreffender in die nieder- und oberserbische. In der Lausitz pflegte man bisher etwas schwerfällig zu sagen: niederlausitzisch-serbische und oberlausitzisch-serbische Sprache. Ausser diesen zwei Mundarten giebt es noch einige Zwischenmundarten, so die in der Gegend von Muskau und von Hoyerswerda. Die Niederlausitzer Serben werden, wie ich wenigstens vereinzelt gehört habe, von denen in der Oberlausitz auch Gronjaken (Gronjaki) genannt, weil sie das Zeitwort groniś, sagen, gebrauchen. Von den Niederwenden die Oberlausitzer hajaki, Haiacken, weil sie das Wörtchen haj, ja statt des niederserbischen jo gebrauchen; die Grenzbewohner in der preussischen Oberlausitz, dem Anschein nach auch volkstümlich, Praiacken, Prajaki, weil sie das Zeitwort prajié reden, gebrauchen. Das Niederwendische ist eine anmutige Sprache, von vieler Natürlichkeit, da sie immer nur von Landleuten gepflegt wurde, nicht angekränkt von des Gedankens Blässe, ähnlich wie unser Plattdeutsch im Gegensatz zu der durch Gelehrte und Beamte früherer Zeit zeitweise stark verknöcherten hochdeutschen Schriftsprache. Dem deutschen Ohr klingt das Niederwendische sehr viel gefälliger als das härtere Oberserbisch, das im Königreich Sachsen und in der preussischen Oberlausitz gesprochen wird. Die lausitz-serbische Sprache hat noch die Zweiheit (den Dualis in der Deklination und Konjugation). Man kann also im Dunkel sehr wohl hören, ohne jemand zu sehen, ob zwei Menschen mit einander sprechen, oder mehrere. Dann hat sie noch zwei besondere Fälle (Causus in der Deklination), nämlich den Sociativus und den Lokativus. Bekannt ist die alte Stammverwandtschaft zwischen den germanischen und slavischen Sprachen, und demgemäss auch zwischen dem Wendischen und Deutschen. Selbst dem Laien springt sie noch heute in die Augen. So heisst mloko die Milch. Bilden wir durch Umstellung, die so häufig ist, wie deutsch z. B. in Born und Bronn, aus mloko molko und setzen an Stelle von o die deutsche Endung en, so erhalten wir Molken, und ähnlich Milch¹. Woko, hoko, oko heisst plattdeutsch Oge, hochdeutsch Auge, (lateinisch oculus). Wasser heisst woda (davon das russische wudki), niederdeutsch wäta u. d. m.

Gross war immer die Zahl der Volkslieder, die lebendig geblieben sind im Volke, und meist in den Spinnstuben gesungen wurden, doch auch sonstwie, z. B. von den Wieterinnen im Spreewald, wenn sie in langen Reihen über die Felder rutschen. Diese Volkslieder sind entweder reinslavische, oder aber auch deutsche, die ins Wendische übergegangen oder auch solche, die jedenfalls von irgend einem alten geistigen Aus-

¹) Nach der Annahme von Germanisten wäre allerdings altslovenisch „mléko“ vorzeitlich erst aus dem Germanischen ins Slavische übergegangen.

gangspunkte herstammend, mehren Sprachkreisen gemeinsam sind. Dazu gehört das Lied vom ertrunkenen Geliebten, das denselben Stoff behandelt wie Schillers Hero und Leander. Es findet sich bereits in der vortrefflichen Volksliedersammlung von Haupt und Schmalzer, aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und zwar aus Burg im Oberspreewald, von wo es wohl der durch feinen volktümlichen Sinn ausgezeichnete Schmalzer erhalten hat. Ich fand es, da ich auch serbische Volkslieder gesammelt habe, ohne damals jenes eben erwähnte Werk zu kennen, mit einigen unwesentlichen Abweichungen vor zu Burg noch Ende der siebziger Jahre. Schiller wurde angeregt zu seinem weltberühmten Gedichte Hero und Leander durch eine entlegene altgriechische Sage. Es findet sich aber der Stoff von den zwei Geliebten, die durch ein Wasser getrennt sind, mannigfach, sowohl in Sagen wie in Volksliedern behandelt, wohl bei allen germanischen Völkern aber auch bei anderen vor¹⁾, und wird auch auf indische Herkunft zurückgeführt, wenngleich dem Anschein nach bisher nicht ganz verbürgt. Es sollen nämlich die Bewohner des Pendschab „nach dem Zeugnisse des Ahsos viele Lieder über die unglückliche Liebe des Hir und Randscha recitiren und ihnen zu Ehren Klagelieder singen.“²⁾

Die Spreewälder sind eine fleissige, strebsame Bevölkerung von gefälliger äusserer Erscheinung, die Männer vorteilhaft bekannt, als tüchtige Heerleute und tapfere Krieger. Die Spreewälder sind aber nicht bloss leiblich, sondern auch geistig gesund. Zu allen Zeiten hat es im Spreewald geistig eigenartige, ursprüngliche und auch selbständig denkende Menschen gegeben. Ich war nicht wenig erstaunt, als mir einst, vor nunmehr fast zwanzig Jahren, ein spreewälder Wende, der Kolonist N . . . sch, ganz gelegentlich mit vollem Verständnis einen langen Absatz aus Kants Kritik der reinen Vernunft hersagte, den er auswendig wusste. Ich bekenne, dass mir noch heute Kants Kritik der reinen Vernunft unbekannt ist. Das betrifft zwar nur einen ganz vereinzelten Fall, immerhin sind Menschen von sehr selbständiger Auffassung, wie man solche auch sonst unter Bauern findet, im Spreewald nicht selten. Dieser gesunde Sinn erleichtert ihnen dann das Fortkommen überall.

Man schildert, in voller Unkenntnis der Verhältnisse, die Spreewälder vielfach als sehr ernste, schwermütige, zu trübseliger Bekümmernis neigende Menschen. Grade das Gegenteil ist der Fall. Man kann nirgendwo fröhlichere geselligere Menschen finden als hier. Sie alle haben den sehr vernünftigen Grundsatz: leben und leben lassen. Dabei

¹⁾ Böhm, altd deutsches Liederbuch. Leipzig 1877. — Reifferscheidt, Westfälische Volkslieder. Heilbronn. 1879. E. Rolland, recueil de chansons populaires, Paris. 1887. III, 68—72. IV, 1—20.

²⁾ Vergl. Reifferscheidt.

zeichnet sie alle eine tiefe Andacht und ein glaubensfroher Sinn aus. Eins dagegen ist im Spreewald zu Hause, namentlich aber in Burg, und das ist eine gewisse Heimlichkeit oder Heimlichthuerei in allen möglichen Dingen, nicht bloss Fremden gegenüber, sondern grade untereinander. Diese hat wohl ihren Grund in der früheren Abgeschlossenheit und der Eigenartigkeit der Naturverhältnisse. Trotzdem wird aber doch alles bekannt, und was morgens im Süden von Burg sich ereignet, weiss schon Abends in allen Ecken und Enden der Norden. Man redet auch immer viel vom „Misstrauen“, das im Wesen der Bewohner hervortritt. Gewiss, dieses ist von vornherein vorhanden, ebenso wie bei allen Bauern in ganz Deutschland gegen alle höher Gebildeten, und da dies meist die Städter sind, ganz besonders gegen alle Städter, aber auch vielfach gegen die „Herren“ auf dem Lande selbst. Die „Gebildeten“ haben früher nie rechtes Verständniss für die Eigenart der Bauern gehabt. Ja, wie jeder sich überzeugen kann, haben städtisch Gebildete durch unfreundliche und harte Urteile, ja selbst Spott, über Anschauungen, Glauben und Sitten seit Alters das Gemüt des Bauern tief verletzt. Er ist immer das Aschenputtel gewesen, grade wie die Sage, das Kind seines Geistes. Diese Verstimmung hat sich abgelagert seit langer Zeit in der Seele des Landvolkes. Daher das Misstrauen des Bauern, weil er keinen Fremden ohne Weiteres als Freund ansehen kann. Er erwartet immer nur Schädigung. Die Unterschiede zwischen ländlicher und grossstädtischer Auffassung beruhen auf dem Leben und Wirken in der Natur und in der Stadt. Sie können nie verschwinden, nur gemildert werden. Je mehr man der ländlichen Eigenart ihre Berechtigung und „Gewissensfreiheit“ zugesteht, desto mehr wird das Misstrauen schwinden. Die Presse hat einen guten Anfang gemacht, indem sie volkstümliche Sitten und Gebräuche würdigt. Die Wurzel des Uebels liegt eben darin, dass unsere gesammte Schulbildung, wie überhaupt unsere Bildung der heimisch-volkstümlichen Grundlage entbehrt.

Wie alle Menschen, die in innigem Verband mit einer schönen Natur ihr Dasein verbringen, zeigen auch die Spreewälder viel Geschmack, am meisten bekannt aus der Frauentracht. Rot, die vorherrschende Farbe derselben, steht in einem für das Auge sehr wohlthuenden Gegensatz zu dem Grün der Landschaft, eine Wirkung, die auf Grundfarbe und Gegenfarbe beruht. Auch die sonstigen lebhaften Farben der Frauentracht werden immer gehoben und geklärt durch das Weiss der Kopftücher und „Kittelchen“ (Überhemden mit Armstücken). Doch kann ich hier nicht weiter darauf eingehen. Die Männer mit ihren oft schönen Gestalten, erscheinen leider schon seit der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entstellt durch die Geschmacklosigkeit der langen Hose, den aus städtischen Lebensgewohnheiten erstandenen schwarzen „Braten-“ oder „Sonntagsnachmittagsrock“ im Verein mit der bekannten „Angst-

röhre“ oder dem „Schornstein“. Hoffen wir, dass sie bald wieder zur geschmackvollen Kniehose zurückkehren, die dem Auge wohlgeformte Knöchel und das freie Spiel der Waden-Muskeln zeigt, und zum alten bäuerlichen „Krumphut“, ohne den wir uns einen rechten Dorfschulzen gar nicht vorstellen können, oder der pelz- und sammtverbrämten Mütze. Es ist eine irrige Vorstellung, dass die Spreewaldtracht der Frauen mit den bekannten Kopftüchern (lapa) eine alte slavische Volkstracht sei. Ich habe schon vor zwei Jahren auf der Hauptversammlung der lausitzer anthropologischen Gesellschaft in Neuzelle gelegentlich auf diese, wie es schien, völlig unbekannte Thatsache hingewiesen. Diese Frauentracht hat sich erst im Laufe dieses Jahrhunderts so entwickelt, wie sie jetzt ist. Anders steht es dagegen mit der für gewöhnlich nicht getragenen spitzen Mütze (der rogata mica), aber auch diese, mit ihrer Halskrause wenigstens, dürfte auf früher allgemeiner in Deutschland übliche Trachten zurückgehen. Ebenso trugen die Männer im vorigen, bis in den Anfang dieses Jahrhunderts eine Tracht, die im wesentlichen der städtischen und höfischen Tracht des vorigen Jahrhunderts entsprach.

Mitteilungen über Trachten auf Grund eigener Arbeiten hat auch Ewald Müller gemacht in seiner Schrift: Das Wendentum in der Niederlausitz¹⁾ das aufs beste allen denen empfohlen werden kann, die sich einen Überblick von dem Wendentum in der Niederlausitz verschaffen wollen.

Die frühere Abgeschlossenheit des Spreewalds hat bis in unsere Zeit den Volksglauben lebendig erhalten, wenn auch keineswegs mehr in allen Kreisen der Bevölkerung. Der vielgeschmähte ist für die Wissenschaft eine bedeutende Quelle der Erkenntnis geworden. Zahlreich waren die duchtari, die Ärzte naturae oder populi causa, die klugen Männer, die Kräuterfrauen, die man mit Vorliebe bei Krankheit und Übeln zu Rate zu ziehen pflegte. Aber wer wollte hier, wie auch sonst unterm Volke, immer nur von „Schwindlern“ und „Betrügnern“ reden? Alle diese Leute, vielleicht mit sehr vereinzelt Ausnahmen, üben ihre Thätigkeit im vollen Bewusstsein höherer, ihnen von Gott verliehener Begabung und glauben nicht anders, als dass sie gute Werke thun. Wer von hoher Warte aus, ohne Vorurteile aus Büchern oder An-erziehung, das Volk aus eigener Erfahrung kennt, weiss auch, dass es hundertmal aus Missverständnis ungerecht verurteilt wird. Wie viele der bisher mit so grosser geistiger Überlegenheit bespöttelten, und nie geglaubten, aber doch thatsächlichen Erscheinungen im leiblichen und seelischen Leben des Landvolkes leben jetzt wissenschaftlich hochgeehrt in der „Hypnose“ der Gelehrten weiter. Ich selbst war auf dem besten Wege im Spreewald ein „kluger Mann“ von Ruf zu werden, habe aber

¹⁾ Kottbus. 1893.

dann absichtlich dem entgegengearbeitet. Auch „Hexenmeister“, also Zauberer, gab es noch vor einigen Jahrzehnten im Spreewald. Ich selbst habe in freundschaftlichem Verkehr mit mehreren dieser denkwürdigen Leute gestanden. Es waren ganz gemüthliche alte Leute, allerdings auch mit grimmigen Mienen, ohne jede Ahnung von ihrem unfreiwilligen Beruf, alle dem Branntwein mehr oder weniger zugeneigt. Einer hatte, beiläufig bemerkt, den urslavischen! Namen Franke und war seines Zeichens Weber. Es gab junge Mädchen, die nur unter strenger Beobachtung alter Vorschrift den Namen eines Hexenmeisters auszusprechen wagten, um ihn eben nicht unliebsam zu „zitiren“, herbeizuziehen. Zur Vorschrift gehörte, dass man erst gehörig fluchte, dann den Wochentag und nun erst den Namen nannte. Zum Beispiel, ich wähle einen ganz beliebigen häufiger vorkommenden Namen; „Schockschwerelöth heute ist Mittwoch der alte Lapan ging zu Markt nach der Stadt und da sah ihm ein Büschel Kuhhaare aus der Tasche 'raus“. Ebenso kannte ich noch eine Anzahl Hexen (chodota). Sie waren bekannt oder vielmehr verrufen durch ihren Butterreichtum. Unterhaltende, freundliche, thätige, aufgeweckte Geschöpfe. Sie selbst wussten nichts von ihrem Hexentum, waren sich aber doch bewusst, wie erst recht die Hexenmeister, dass sie mehr „konnten“ wie andere. Gott sei Dank! werden diese unschuldigen Wesen aber nicht mehr geschunden und lebendig verbrannt, wie in dem heillosen Wahnsinn des siebzehnten Jahrhunderts.

Allgemein üblich ist das Besprechen, und zahlreich sind die Sprüche. Doch habe ich keine gefunden, die auch im äusserlichen Wortlaut hohes Alter erkennen lassen. Immerhin dürfen wir annehmen, dass auch manche von ihnen der Weisheit der Chaldäer oder altegyptischen Priester entstammen werden. Viel achtet man auf Vorzeichen, wie das auch schon von den alten Wenden berichtet wird. Doch ist die Wahrsagerei weniger im Schwange als in grossen Städten, z. B. in Berlin, wo nicht bloss „kleine Leute“, sondern Frauen aus feinen und reichen Familien zu den Wahrsagerinnen gehen und sich etwas über die Zukunft verkünden lassen. Ja, man sagt, selbst Fürstinnen sollen solche Frauen aufsuchen.

Also im Spreewald ist noch immer etwas Zauber aus alter Zeit (prisca formido!), gleichwie er seinen Zauber ausübt auf alle seine Besucher. Sagt doch schon Samuel Grosser, Gymnasii Rector, in seinen Lausitzischen Merkwürdigkeiten vom Jahre 1714, einem hochverdienten Werke, vom alten Spreewald: „Doch ist zu beklagen, dass sich böse Leute oftmals unterstanden haben, die in diesem Spree-Walde befindlichen Gaben der Natur zu allerhand zauberischen Unterfangen anzuwenden, und dem sonst beruffenen Walde dadurch bey denen Ausländern einen bösen Namen zu machen.“

Zauber in diesem Sinn hier ist Altertum, und Altertum ist Heidentum

und Heidentum ist Heiligtum. Selbst wenn man nicht den alten heiligen Wald der Schwaben im Spreewald sehen will, ein heiliger Bezirk war er, er kündet uns auf Stegen und Wegen, von allen Ecken und Enden seine Mär.

„Ältestes Berlin“.

Im „Verein junger Kaufleute zu Berlin“ hielt Stadtrat Friedel am 18. Januar 1894 einen Vortrag über „Ältestes Berlin. Urgeschichtliches und Vorgeschichtliches“, erläutert durch zahlreiche, im Märkischen Museum aufbewahrte vorgeschichtliche Funde und Altsachen auch aus der Umgebung Berlins. Auf Grund derselben und aus einzelnen Nachrichten sowie zerstreuter Ausgrabungsberichte, die während der baulichen Umwälzungen der Reichshauptstadt gesammelt worden, entwarf der Vortragende ein fesselndes und gemeinverständliches Bild aus der „Wiegenzeit“ unserer Vaterstadt. Wir knüpfen hier an die römische Provinzial-Kultur (ca. 100 bis 250 n. Chr.) an, als der Einfluss jenes Weltreichs, dessen Flotten und Legionen bis zur Elbe vordrangen, auch in unsrer Provinz sich geltend machte. Eine Menge von Erzeugnissen des römischen Handwerks und Kunstgewerbes gelangte teils als Beutestücke, teils als Tausch- und Handelsartikel hierher; doch scheint die sichere Formgebung und vollendete Technik dieser Gegenstände ohne Einfluss auf unsere heimischen Handwerker geblieben zu sein, da sich bereits eine Unruhe in den germanischen Gauen geltend machte, die einer Entwicklung des Kunsthandwerks hinderlich entgegnetrat. Aus dieser Periode kommen in Charlottenburg und hart an der Berlin-Reinickendorfer Grenze trefflich stilisierte Gefässe vor, die wegen ihrer mit einer à la Grecque-Muster punktierten Zeichnung „Mäander-Urnen“ genannt werden und allerlei Schmuck aus Silber, Bronze und Stahl enthalten. Die in Berlin gemachten römischen Münzfunde beziehen sich auf Tiberius (14—37 n. Chr.), Domitian, Lucius Verus, Marc Aurelius, Tetricus, Constantin den Grossen und Mauricius (582—600). In die Zeit des letzteren fällt schon die Slavenherrschaft. Die um die Mitte des 3. Jahrhunderts vom fernen Osten her geförderte Wanderbewegung der germanischen Stämme verräth ihre Wirkung auch in der Mark und in der Gegend Berlins: die Suevo-Semnonen, die „Nord-Schwaben“, verlassen allmählich unsere Gegend und machen anderen Stämmen Platz. Unter diesen zeichnen sich die Burgunder aus, die uns in der mit silbernen Runen geschmückten Speerspitze von Müncheberg ein weltberühmt gewordenes Denkmal aus der Mitte des 4. Jahrhunderts hinterlassen haben. Das merkwürdige Waffenstück zeigt auch, dass der Leichenbrand in unserer Gegend noch immer ausgeübt wurde, während die der Völkerwanderungszeit angehörigen Reihengräber der Alemannen, Franken und andern germanischen Stämme des Westens, möglicherweise schon unter dem Einfluss christlicher Vorstellungen die Erdbestattung aufweisen. Dieser Zeit gehört in unserer späteren Vaterstadt die bereits im Jahre 1780 auf